

Elie Wiesel

DIE NACHT

Erinnerung und Zeugnis

Neu übersetzt von der
Forschungsstelle Elie Wiesel

Mit einem Vorwort zur französischen Neuausgabe
von Elie Wiesel

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



Titel der Originalausgabe: „La Nuit“

© 1958 by Editions de Minuit, Paris

© 1962 der deutschen Ausgabe beim Bechtle Verlag, München und Esslingen a.N.

© 2005 LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Neuübersetzung auf Grundlage der französischsprachigen Ausgabe 1958 und französischsprachigen Neuausgabe 2007, Paris, Les Éditions de Minuit; unter Berücksichtigung der englischsprachigen Neuausgabe „Night“, 2006, New York, Hill and Wang; unter Berücksichtigung der jiddischen Ursprungsversion „... un di welt hot geschwign“, 1956, Buenos Aires, und der unpublizierten hebräischen Version, Elie Wiesel Archiv, Boston University

Übersetzung:

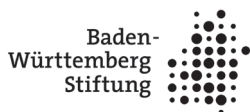
Forschungsstelle Elie Wiesel

Universität Tübingen: Valesca Baert-Knoll, Reinhold Boschki, Marion Eichelsdörfer, Juliane Güler, Christin Zühlke

Universität Potsdam: Daniel Krochmalnik

in Kooperation mit Caroline Vollmann, Übersetzerin, Tübingen

Die Herausgabe dieser Übersetzung wurde teilfinanziert durch die Baden-Württemberg Stiftung gGmbH, Stuttgart.



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2022

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Umschlagmotiv: © David Deal / Redux / laif

Satz: Röser MEDIA GmbH & Co. KG, Karlsruhe

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-03397-1

Inhalt

Vorwort von Elie Wiesel zur französischen Neuauflage 2007	7
Vorwort von François Mauriac zur französischen Originalausgabe 1958	19
Die Nacht	25
Anhang	165
Biografische Notizen	165
Editorische Notizen	170
Das Gesamtwerk	175
Glossar	176
Dank	191

**Dem Gedächtnis meiner Eltern
und meiner kleinen Schwester Tsipporah**

Vorwort von Elie Wiesel zur französischen Neuaufgabe 2007

Wenn ich in meinem ganzen Leben nur ein einziges Buch zu schreiben gehabt hätte, wäre es dieses gewesen. So wie die Vergangenheit in der Gegenwart weiterlebt, so tragen alle meine Bücher, die auf *Die Nacht* folgten, dessen Stempel. Und das trifft auch auf diejenigen Bücher zu, die biblische, talmudische und chassidische Themen behandeln. Man wird sie nicht verstehen, wenn man dieses Buch nicht gelesen hat.

Warum habe ich es geschrieben?

Um nicht verrückt zu werden, oder im Gegenteil, um es zu werden und so besser den Wahnsinn zu verstehen, den großen, schrecklichen, der damals in die Geschichte einbrach, in das Bewusstsein einer Menschheit, die zwischen der Macht des Bösen und dem Leiden der Opfer pendelte?

War es, um den Menschen Wörter, Erinnerungen als Mittel zu hinterlassen, um besser gegen eine Wiederholung der Geschichte mit ihrem unwiderstehlichen Hang zur Gewalt gewappnet zu sein?

Oder war es einfach nur, um eine Spur des Leidens zu hinterlassen, die ich in einem Alter durchgemacht habe, wo der Jugendliche vom Tod und vom Bösen nur das verstand, was er in den Büchern gelesen hatte?

Einige Leser sagen mir, dass ich nur überlebt hätte, um diesen Text zu schreiben. Das überzeugt mich nicht. Ich weiß nicht, wie ich überlebt habe. Zu schwach und zu scheu, habe ich nichts dafür getan. Sollte ich sagen, es sei ein Wunder gewesen? Das würde ich nicht behaupten. Hätte der Himmel ein Wunder zu meinen Gunsten vollbringen können und wollen, dann hätte er ebenso viel für andere, die mehr Verdienste hatten als ich, etwas tun können oder sollen. Ich kann also nur dem Zufall danken. Allerdings, wenn ich schon überlebt habe, so obliegt es mir, meinem Überleben einen Sinn zu geben. Habe ich, um diesen Sinn zu entdecken, eine Erfahrung zu Papier gebracht, die vollkommen sinnlos war?

In Wahrheit muss ich gestehen, dass ich mit zunehmendem Abstand nicht weiß, oder nicht mehr weiß, was ich mit meinen Äußerungen erreichen wollte. Ich weiß nur, dass ohne dieses kleine Werk mein Schriftstellerleben, ja, mein ganzes Leben nicht gewesen wäre, was es ist: das eines Zeugen, der sich moralisch und menschlich verpflichtet fühlt, den Feind daran zu hindern, einen nachträglichen Sieg zu erringen, indem er seine Verbrechen aus dem Gedächtnis der Menschheit tilgt.

Denn es ist heute dank der glaubwürdigen Belege, die uns aus vielen Quellen erreichen, klar: Wenn die SS am Anfang ihrer Herrschaft eine Gesellschaft gründen wollte, in der es keine Juden mehr gibt, so war es am Ende ihr Ziel, eine Welt in Trümmern zu hinterlassen, in der es die Juden nie gegeben hätte. Deshalb mussten spezielle Häftlingskommandos [Aktion 1005] in Russland, in der Ukraine, in Litauen, ebenso wie in Weißrussland, überall dort,

wo die *Einsatzgruppen* die Endlösung vollstreckten und mehr als eine Million Juden, Männer, Frauen und Kinder mit Maschinengewehren ermordeten und in riesigen Massengräbern verscharrten, die die Todgeweihten selber ausgehoben hatten, die Leichen wieder ausgraben, um sie unter offenem Himmel zu verbrennen. Zum ersten Mal in der Geschichte konnten diese zweimal ermordeten Juden nicht auf Friedhöfen beigesetzt werden.

Mit anderen Worten, Hitler und seine Helfershelfer zielten mit ihrem Krieg gegen die Juden auch auf die jüdische Religion, die jüdische Kultur, die jüdische Tradition, d. h. das jüdische Gedächtnis.

Gewiss, an einem bestimmten Punkt wurde mir klar, dass ich, wenn die Weltgeschichte vor Gericht erscheinen wird, für ihre Opfer Zeugnis ablegen musste. Aber ich wusste nicht, wie ich es anfangen sollte. Ich hatte zu viel zu sagen, aber keine Worte, um es zu sagen. Im Bewusstsein der Ärmlichkeit meiner Mittel verwandelte sich mir die Sprache in ein Hindernis. Man hätte eine andere Sprache erfinden müssen. Wie sollte man das Wort, das der Feind verraten, verdorben, verdreht hatte, wiederherstellen, vermenschlichen? Hunger, Durst, Angst, Transport, Selektion, Feuer, Schornstein – diese Wörter bedeuteten gewisse Dinge, aber in jener Zeit bedeuteten sie etwas anderes. Während ich in meiner Muttersprache schrieb, die auch wund geschlagen war, hielt ich bei jedem Satz inne und dachte mir: „Das ist es nicht!“ Ich fing noch einmal an, mit anderen Verben, anderen Bildern, anderen stummen Tränen. „Das ist es immer noch nicht!“ Aber dieses „es“, was ist es denn genau? Das, was sich entzieht, was sich verschleiert, um nicht geraubt, enteignet, entheiligt zu werden. Die gebräuchlichen Wörter aus dem Wörterbuch kamen mir mager, dürrig, blass vor. Welche sollte ich verwenden, um die letzte Reise in versiegelten

Eisenbahnwaggon mit unbekanntem Ziel zu erzählen? Und die Entdeckung einer verrückten und kalten Welt, in der es menschlich war, unmenschlich zu sein, wo disziplinierte und kultivierte Menschen in Uniform kamen, um zu töten, während verwirrte Kinder und erschöpfte Greise ankamen, um zu sterben? Und die Trennung in einer brennenden Nacht, der Riss aller Banden, das Zersplittern einer ganzen Familie, einer ganzen Gemeinde? Und das Verschwinden eines kleinen klugen und schönen jüdischen Mädchens mit goldenem Haar und traurigem Lächeln, das in genau jener Nacht ihrer Ankunft zusammen mit ihrer Mutter ermordet wurde? Wie von ihr sprechen, ohne dass die Hand dabei zittert und das Herz für immer bricht?

In seinem Innersten wusste der Zeuge, wie er es auch heute manchmal noch weiß, dass sein Zeugnis nicht empfangen werden würde. Nur wer Auschwitz gekannt hat, weiß, was es ist, die anderen werden es nie wissen.

Werden sie wenigstens verstehen?

Können sie, deren menschliche, edle und unabweisbare Aufgabe es ist, die Schwachen zu beschützen, die Kranken zu heilen, die Kinder zu lieben, die Weisheit der Alten zu achten und in Ehren zu halten, ja, werden sie verstehen können, wie in dieser Welt, die Herren nie davon abließen, die Schwachen zu quälen, die Kranken zu ermorden, die Kinder und Alten niederzumetzeln?

Kann der Zeuge sich etwa nicht richtig ausdrücken? Der Grund ist ein anderer: Nicht weil er ungeschickt ist und sich nur dürftig ausdrücken kann, werden sie ihn nicht verstehen; vielmehr weil sie nicht verstehen werden, deshalb drückt er sich so dürftig aus.

Dennoch, der Zeuge wusste in seinem Innersten, dass es ihm dessen ungeachtet verboten ist, zu schweigen, auch wenn es ihm schwerfällt, wenn nicht unmöglich ist, zu sprechen.

Er musste also durchhalten. Und ohne Worte sprechen. Sich dem Schweigen anvertrauen, das in den Worten wohnt, sie umfängt und sie überragt. Und das alles mit dem Gefühl, dass eine Hand voll Asche dort, in Birkenau, mehr wiegt als alle Erzählungen über diesen verfluchten Ort. Denn trotz aller meiner Mühen, das Unsagbare zu sagen: „Das ist es immer noch nicht.“

Ist das der Grund, weshalb das zunächst in Jiddisch unter dem Titel ... *un di welt hot geschwign* geschriebene und erst in Französisch und dann in Englisch übersetzte Manuskript von allen großen Verlagen in Paris und Amerika, trotz der unermüdlichen Fürsprache des großen François Mauriac, abgelehnt wurde? Nach Monaten persönlichen Einsatzes gelang es ihm schließlich, das Manuskript unterzubringen.

Trotz meiner vielen Streichungen ist die jiddische Originalversion lang. Jérôme Lindon, der legendäre Inhaber der angesehenen Éditions de Minuit, hat die gekürzte französische Version überarbeitet. Ich habe seine Kürzungen angenommen, denn ich fürchtete alles, was überflüssig scheinen konnte. Hier zählte nur das Wesentliche. Was zu viel war, lehnte ich ab. Zu viel erzählen, erschreckte mich noch mehr als zu wenig erzählen. Das Gedächtnis von Grund auf leeren ist nicht gesünder, als es überfließen zu lassen.

Ein Beispiel: Auf Jiddisch eröffnet die Erzählung mit diesen ernüchternden Gedanken:

Am Anfang war der Glaube, der kindische Glaube; und das Vertrauen, das vergebliche Vertrauen, und die Illusion, die gefährliche Illusion. Wir glaubten an Gott, hatten Vertrauen in den Menschen

und lebten in der Illusion, dass in jedem von uns ein heiliger Funken der Flamme der Schechinah (der Einwohnung Gottes) verwahrt ist, dass jeder von uns, in seinen Augen und in seiner Seele, das Ebenbild Gottes trägt.

Das war die Quelle, wenn nicht die Ursache unseres ganzen Unglücks.

An anderen Orten habe ich Auszüge aus der jiddischen Version veröffentlicht: über den Tod meines Vaters, über die Befreiung. Warum sollte ich sie nicht in diese Neuübersetzung einfügen? Sind sie etwa zu persönlich, womöglich zu intim, so dass sie zwischen den Zeilen bleiben müssen? Und dennoch ...

Ich sehe mich wieder in jener Nacht, eine der bedrückendsten meines ganzen Lebens:

„Lejser (Jiddisch für Elieser), mein Sohn, komm ... Ich will dir etwas sagen ... dir allein ... komm, lass mich nicht allein, Lejser.“

Ich habe seine Stimme gehört, den Sinn seiner Worte verstanden und die Tragik der Situation erfasst, aber ich bin an meinem Platz geblieben.

Es war sein letzter Wunsch gewesen – mich im Sterben in seiner Nähe zu haben, wenn die Seele sich vom wunden Körper losreißt –, aber ich habe ihm diesen Wunsch nicht erfüllt.

Ich hatte Angst.

Angst vor Schlägen.

Deshalb blieb ich taub für sein Schluchzen.

Anstatt mein dreckiges, verfaultes Leben wegzuwurfen, anstatt mich zu ihm zu legen, seine Hand zu nehmen, ihm zu zeigen, dass er nicht verlassen ist, dass ich ganz in seiner Nähe bin, dass ich seinen Kummer spüre, stattdessen bin ich ausgestreckt an meinem Platz geblieben und habe zu Gott gebetet, dass er aufhört meinen Namen zu

rufen, dass er aufhört zu schreien, um nicht vom Blockdienst geprügelt zu werden.

Aber mein Vater war nicht mehr bei Bewusstsein.

Seine weinerliche, dämmernde Stimme durchbrach die Stille und rief mich – mich alleine.

Was nun? Der SS-Mann wurde wütend, er näherte sich meinem Vater und schlug ihm auf den Kopf: „Schweig, Alter, schweig!“

Mein Vater hat die Knüppelschläge nicht gespürt, ich aber habe sie gespürt. Dennoch reagierte ich nicht. Ich habe den SS-Mann meinen Vater prügeln lassen. Ich habe meinen Vater in den letzten Zügen alleine gelassen. Schlimmer noch, ich war böse auf ihn, weil er so viel Lärm machte, weinte und Schläge herausforderte ...

Lejser! Lejser! Komm, lass mich nicht alleine ...

Seine Stimme kam von so weit her und war doch so nah.

Ich rührte mich aber nicht.

Das werde ich mir nie verzeihen.

Nie werde ich der Welt verzeihen, dass sie mich dazu zwang, dass sie aus mir einen anderen Menschen gemacht hat, dass sie in mir den Teufel geweckt, die niederste Gesinnung, den wildesten Trieb.

(...)

Sein letztes Wort war mein Name. Ein Ruf.

Und ich habe nicht geantwortet.

In der jiddischen Version endet die Erzählung nicht mit dem zerbrochenen Spiegel, sondern mit einer pessimistischen Grübele über die Gegenwart:

(...) Jetzt, zehn Jahre nach Buchenwald, wird mir klar, dass die Welt vergessen hat. Deutschland ist ein unabhängiger Staat. Die deutsche Armee ist wieder auferstanden. Ilse Koch, die Sadistin von Buchenwald, hat Kinder und ist glücklich. Die Kriegsverbrecher

spazieren durch die Straßen von Hamburg und München. Die Vergangenheit ist ausgelöscht, zum Vergessen verurteilt.

Die Deutschen und die Antisemiten sagen der Welt, dass diese ganze Geschichte von den sechs Millionen ermordeten Juden ein Mythos sei, und die Welt in ihrer grenzenlosen Naivität wird es glauben, wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen ...

... Ich bin nicht naiv genug, um zu glauben, dass dieses Buch den Lauf der Geschichte ändern und das Gewissen der Menschheit aufrütteln wird.

Ein Buch hat heute nicht mehr die Macht, die es einst besaß.

Die gestern schwiegen, werden auch morgen schweigen.

Eine andere Frage, die der Leser zu Recht stellen könnte: Warum eine Neuausgabe, obwohl es die alte Ausgabe bereits seit fünfundvierzig Jahren gibt? Wenn sie nicht zuverlässig und gut genug war, warum wurde dann so lange abgewartet, um sie durch eine bessere und originalgetreuere zu ersetzen?

Was ich über die englische Übersetzung sage, gilt auch für die französische. Ich muss daran erinnern, dass ich in jener Zeit ein Anfänger war, dessen Englisch und übrigens auch Französisch zu wünschen übrig ließen. Als ein englischer Verleger eine Übersetzerin gefunden hatte, wie mir mein Agent der Éditions de Minuit, Georges Borchardt, mitteilte, bedankte ich mich bei ihm. Ich las die Übersetzung und fand sie befriedigend. Danach habe ich sie nicht mehr wieder gelesen. Zwischenzeitlich hatten einige meiner anderen Bücher das Glück, von meiner Frau Marion übersetzt zu werden. Sie ist eine außergewöhnliche Übersetzerin, sie kennt meine Stimme und kann sie besser als jeder andere wiedergeben. Ich habe Glück: Als mich die Verleger von Farrar, Straus and Giroux aufforderten, eine neue Übersetzung vorzubereiten, nahm sie an. Ich bin überzeugt davon, dass es die

Leser ihr danken werden. Ihr ist es jedenfalls zu danken, dass ich da und dort einen Ausdruck oder einen irrigen Eindruck korrigieren konnte. Zum Beispiel: Ich erwähne die erste nächtliche Reise in den versiegelten Waggon, und ich gebe an, dass gewisse Personen im Schutz der Dunkelheit Geschlechtsverkehr hatten. Das stimmt nicht. Im jiddischen Text sage ich: Dass „junge Bur-schen und Mädchen von ihrem erregten Sexualtrieb überwältigt wurden“. Das habe ich in absolut zuverlässigen Quellen überprüft. In den Zügen waren alle Familien noch zusammen. Einige Wochen im Ghetto haben unser Verhalten nicht derart beschädigen können, dass es sogar Sitten, Bräuche und alte Gesetze verletzt hätte. Dass es ungeschickte Berührungen gab, möglich. Das war aber auch alles. Niemand ist weitergegangen. Warum habe ich es dann auf Jiddisch geschrieben und erlaubt, es auf Französisch und Englisch zu übersetzen? Die einzige mögliche Erklärung: Ich spreche nur von mir, ich spreche mir das Urteil. Ich kann mir vorstellen, dass der pubertierende und tief fromme Jugendliche, der ich war, der durch körperliche Nähe von Männern und Frauen aufgeladenen erotischen Phantasie nicht widerstehen konnte.

Ein anderes Beispiel von geringerer Bedeutung: Es handelt sich um eine Abkürzung. Bei der Erwähnung des Gemeinschaftsgebets am Vorabend von Rosch haSchanah, erzähle ich, ich hätte meinen Vater aufgesucht, um ihm die Hand zu küssen, so wie ich es zuhause stets getan hatte; ich vergaß zu bemerken, dass wir uns in der Menge aus den Augen verloren hatten. Es war Marion die, stets um Genauigkeit bemüht, diese Einzelheit festgestellt hat.

Abgesehen davon, beim Wiederlesen dieses Zeugnisses nach so langer Zeit bemerke ich, dass ich gut daran getan habe, nicht

zu lange zu warten. Mit den Jahren ertappte ich mich dabei – zu Unrecht – an manchen Vorfällen zu zweifeln. Ich erzähle meine erste Nacht *dort unten*. Die Entdeckung der Wirklichkeit hinter Stacheldraht. Die Warnungen eines alten Häftlings, der uns riet, über unser Alter zu lügen: Mein Vater sollte sich jünger und ich älter stellen. Die Selektion. Der Marsch Richtung Schornsteine unter einem gleichgültigen Himmel. Die Säuglinge, die man in die brennenden Gruben warf ... Ich habe nicht genau angegeben, ob sie *lebten*, obschon ich es glaubte. Danach sagte ich mir: Nein, sie waren tot, sonst hätte ich den Verstand verloren. Und dennoch, einige Mithäftlinge sahen sie mit mir, wie ich: Sie waren lebendig, als man sie in die Flammen warf. Historiker wie Telford Taylor haben es bestätigt. Und ich bin nicht verrückt geworden. Dieser alptraumhafte Anblick wird in der Neuausgabe erscheinen.

Ehe ich diese Einleitung schließe, scheint es mir wichtig, meine Überzeugung zu unterstreichen, dass jedes Buch, wie jedes Wesen, sein Schicksal hat. Einige machen Kummer, andere Freude. Es kommt vor, dass ein Werk beides hervorruft.

Weiter oben habe ich die Schwierigkeiten geschildert, welche *Die Nacht* bei ihrem Erscheinen vor fünfundvierzig Jahren begegneten. Trotz guter Kritik verkaufte sich das Buch schlecht. Das Thema, das man für morbide hielt, interessierte niemanden. Wenn ein Rabbiner es in seinen Predigten anführte, dann gab es immer jemanden, der sich beschwerte: „Wozu die Kinder mit der Trauer der Vergangenheit belasten?“ Seither haben sich die Dinge geändert. Mein kleiner Band findet Anklang, mit dem ich nicht gerechnet habe. Heute sind es vor allem junge Menschen, die ihn in der Schulklasse und in der Universität lesen. Sie sind zahlreich.

Wie soll man dieses Phänomen erklären? Erstens muss man es dem Mentalitätswandel in der Öffentlichkeit zuschreiben. In den Fünfziger- und Sechzigerjahren brachten die Erwachsenen, die vor oder während des Krieges geboren worden sind, dem, was man so ungenügend Holocaust nennt, eine unbewusste und nachsichtige Gleichgültigkeit entgegen. Das ist nicht mehr der Fall.

In diesen Zeiten hatten nur wenige Verleger den Mut, Bücher zu diesem Thema zu veröffentlichen. Heutzutage veröffentlichen sie dazu regelmäßig, manche monatlich. Das trifft auch auf die akademische Welt zu. Seinerzeit boten nur wenige Ober- und Hochschulen Vorlesungen zu diesem Thema an. Heute ist es überall Bestandteil der Lehrpläne. Und diese Unterrichtsstunden sind die beliebtesten.

Inzwischen ist das Thema Auschwitz ein Teil der Allgemeinkultur. Filme, Theaterstücke, Romane, internationale Tagungen, Ausstellungen, Gedenkveranstaltungen mit Beteiligung der größten Persönlichkeiten des Landes – das Thema ist unumgänglich geworden. Das beeindruckendste Beispiel ist das Holocaust-Museum in Washington: Mehr als 22 Millionen Menschen haben es seit seiner Einweihung 1993 besichtigt.

Im Bewusstsein, dass die Überlebendengeneration von Tag zu Tag geringer wird, entdeckt der Student oder der Leser von heute seine Faszination für ihr Gedächtnis.

Denn auf einer höheren Ebene und in einem höchsten Sinn geht es um das Gedächtnis, seinen Ursprung, seinen Umfang sowie seinen Erfolg. Ich wiederhole: Sein Überfluss kann so schädlich sein wie sein Mangel. Zwischen diesen beiden Polen liegt es an uns, das rechte Maß zu finden in der Hoffnung, dass es der Wahrheit nahekommt.

Für den Überlebenden, der sich als Zeuge zur Verfügung stellt, ist das Problem einfach: Seine Pflicht ist es, Zeugnis für die Toten wie für die Lebenden, vor allem aber für die künftigen Generationen abzulegen. Wir haben nicht das Recht, ihnen eine Vergangenheit vorzuenthalten, die dem kollektiven Gedächtnis angehört.

Das Vergessen wäre eine Gefahr und eine Beleidigung. Die Toten vergessen, heißt, sie ein zweites Mal töten. Und wenn außer den Mördern und ihren Helfershelfern niemand für ihren ersten Tod verantwortlich ist, so wären wir es doch für den zweiten.

Manchmal fragt man mich, ob ich die „Antwort auf Auschwitz“ kenne. Ich erwidere, dass ich sie nicht kenne. Ich weiß noch nicht einmal, ob eine Tragödie dieses Ausmaßes überhaupt eine Antwort besitzt. Aber ich weiß, dass es eine „Antwort“ in der Verantwortung gibt.

Wenn man über diese so ferne und doch so nahe Zeit der Verdammnis und Finsternis spricht, dann ist Verantwortung das Schlüsselwort.

Wenn sich der Zeuge Gewalt angetan hat und Zeugnis ablegt, dann geschieht es für die jungen Menschen von heute und die Kinder, die morgen zur Welt kommen werden: Er will nicht, dass seine Vergangenheit ihre Zukunft werden soll.

Elie Wiesel

Vorwort von François Mauriac zur französischen Originalausgabe 1958

Nicht selten kommen ausländische Journalisten bei mir vorbei. Ich fürchte mich vor ihnen, denn ich bin hin- und hergerissen zwischen meinem Wunsch, ihnen meine Gedanken offen mitzuteilen, und der Angst, mich meinen Interviewern auszuliefern, deren Einstellung gegenüber Frankreich ich nicht kenne. Während dieser Begegnungen nehme ich mich stets sehr in Acht.

An jenem Morgen, als mich ein junger Jude besuchte, um mich im Auftrag einer Tageszeitung aus Tel Aviv zu befragen, empfand ich von Anfang an ein Gefühl der Sympathie, gegen das ich mich nicht lange wehren konnte, denn unsere Unterhaltung nahm rasch eine persönliche Wendung. Ich kam auf Erinnerungen aus der Zeit der Besetzung Frankreichs im Zweiten Weltkrieg zu sprechen. Nicht immer sind es eigene, persönliche Erfahrungen, die uns auf besondere Weise nahegehen. Ich gestand meinem jungen Zuhörer, dass kein Anblick aus jenen dunklen

Jahren mich tiefer betroffen hat als jene Viehwaggons voller jüdischer Kinder am Bahnhof Austerlitz in Paris ... Ich hatte sie nicht persönlich gesehen, aber meine Frau hat sie mir beschrieben, noch ganz erfüllt vom Schrecken, den sie dabei empfand. Damals hatten wir noch keine Ahnung von den Vernichtungsmethoden der Nazis. Wer hätte sich das vorstellen können! Aber der Anblick dieser Lämmer, die von ihren Müttern weggerissen wurden, überstieg alles, was wir für möglich gehalten hatten. Ich glaube, dass mir an jenem Tag zum ersten Mal die Ungeheuerlichkeit bewusst wurde, deren Auftreten das Ende einer Epoche und den Beginn einer anderen markierte. Der Traum, den der westliche Mensch am Ende des 18. Jahrhunderts geträumt hatte, dessen Morgenröte er im Jahr 1789 zu sehen glaubte und der bis zum 2. August 1914 andauerte, der durch das Voranschreiten der Aufklärung und die wissenschaftlichen Entdeckungen erstarkte – dieser Traum ging für mich jäh zu Ende angesichts jener Waggons voller kleiner Kinder. Und ich war noch meilenweit davon entfernt zu wissen, dass sie dazu bestimmt waren, die Gaskammern und die Krematorien zu füllen.

Dies habe ich so oder so ähnlich jenem Journalisten anvertraut. Und als ich ihm mit einem Seufzer sagte: „Wie oft habe ich schon an jene Kinder gedacht!“, sagte er mir: „Ich war eines von ihnen.“ Er war eines von ihnen! Er wurde Zeuge, wie seine Mutter, seine geliebte kleine Schwester und fast seine ganze Familie, außer seinem Vater und seinen zwei älteren Schwestern, in den Öfen verschwunden sind, die mit lebendigen Körpern gefüllt wurden. Und was seinen Vater betrifft, musste er Tag für Tag dessen Agonie mitansehen, seinen Todeskampf und seinen Tod. Und was für ein Tod! Die genauen Umstände werden in diesem Buch berichtet und ich überlasse es den Lesern, die so zahlreich

sein mögen wie die Leser des *Tagebuchs der Anne Frank*, alles zu entdecken – auch das Wunder, wie das Kind all dies überlebte.

Aber ich bestätige, dass dieses Zeugnis, das auf so viele weitere folgte, ein Grauen beschreibt, von dem wir glaubten, bereits alles zu wissen, dennoch so verschieden, so singulär, so einzigartig ist. Das, was den Juden aus der kleinen Stadt in Transsylvanien namens Sighet widerfahren ist; ihre Blindheit gegenüber ihrem Schicksal, als sie noch fliehen hätten können; die unvorstellbare Passivität, mit der sie sich ihm ergaben, taub angesichts der Warnungen und flehentlichen Mahnungen eines Zeugen, der ein Massaker überlebte und ihnen berichtete, was er mit eigenen Augen gesehen hatte. Sie aber weigerten sich, ihm Glauben zu schenken, und hielten ihn für einen Verrückten – all diese Tatsachen würden genügen, ein Buch zu inspirieren, das, wie ich meine, mit keinem anderen vergleichbar wäre.

Es gibt jedoch noch einen anderen Aspekt dieses Buches, der mich in den Bann zieht. Das Kind, das uns hier seine Geschichte erzählt, ist von Gott erwählt. Seit sein Bewusstsein erwacht war, lebte der Junge für Gott, studierte den Talmud, brannte darauf, in die Kabbala eingeführt zu werden, und war ganz und gar Gott ergeben. Haben wir je an die Konsequenzen dieses Schreckens gedacht, die weniger sichtbar, weniger auffällig als andere sind – und doch die schlimmsten von allen, zumindest für uns, die wir den Glauben haben: der Tod Gottes in der Seele eines Kindes, das plötzlich das absolute Böse gesehen hatte?

Versuchen wir uns vorzustellen, was in ihm vorging, als es die Ringe schwarzen Rauchs zum Himmel aufsteigen sah, der aus den Öfen stammte, in die seine kleine Schwester und seine Mutter zusammen mit Tausenden anderen Opfern geworfen wurden:

„Nie werde ich diese Nacht vergessen, diese erste Nacht im Lager, die aus meinem Leben eine einzige lange siebenfach verriegelte Nacht gemacht hat.

Nie werde ich diesen Rauch vergessen.

Nie werde ich die kleinen Gesichter der Kinder vergessen, deren Körper sich vor meinen Augen unter einem stummen azurblauen Himmel in Rauch verwandelten.

Nie werde ich die Flammen vergessen, die meinen Glauben für immer verzehrten.

Nie werde ich die nächtliche Stille vergessen, die mich für alle Zeiten um die Lust am Leben gebracht hat.

Nie werde ich jene Augenblicke vergessen, die meinen Gott und meine Seele und meine Träume, die das aschene Antlitz der Wüste annahmen, ermordeten.

Nie werde ich all das vergessen, selbst wenn ich dazu verdammt wäre, so lange zu leben wie Gott selbst. Nie.“

Danach verstand ich, was mich in dem Blick jenes jungen Juden anzog: dieser Blick des von den Toten erweckten Lazarus, der dennoch für immer Gefangener jener dunklen Welten bleiben wird, in denen er umherirrt und über entehrte Leichen stolpert. Für ihn wurde der Schrei Nietzsches zur fast physischen Realität: Gott ist tot, der Gott der Liebe, der Sanftheit und des Trostes, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs ist unter dem Blick dieses Kindes für immer verschwunden im Rauch des menschlichen Holocaust, der im Namen der Rasse ausgeführt wurde, jener gierigsten aller Götzen. Und wie viele gläubige Jüdinnen und Juden mussten den gleichen Tod erleiden? Am schrecklichsten Tag unter all den schrecklichen Tagen, an denen das Kind der Erhängung (ja!) eines anderen Kindes beiwohnen musste, das, wie er uns sagt, das Antlitz eines unglücklichen

Engels hatte, hörte er hinter sich jemanden seufzen: „Wo ist Gott, wo ist er?“ Und eine Stimme antwortete in mir: „Wo er ist? Hier – er hängt hier, an diesem Galgen ...“

Am letzten Tag des jüdischen Jahres wurde das Kind Zeuge einer feierlichen Rosch haSchanah Zeremonie. Er hörte Tausende von Sklaven mit einer Stimme schreien: „*Gelobt sei der Name des Ewigen!*“ Vor kurzem noch hätte auch er sich niedergeworfen mit der gleichen Anbetung, der gleichen Ehrfurcht, der gleichen Liebe! Aber an jenem Tag richtete er sich auf, stand aufrecht. Die Kreatur, gedemütigt und geschunden jenseits allem, was Verstand und Herz sich vorstellen können, bietet der blinden und tauben Gottheit die Stirn.

„Heute flehte ich nicht mehr zu Gott. Ich vermochte nicht mehr zu seufzen. Ich fühlte mich im Gegenteil sehr stark. Ich war der Ankläger. Und der Angeklagte: Gott. Meine Augen hatten sich geöffnet, und ich war allein, entsetzlich allein auf der Welt, ohne Gott, ohne Menschen. Ohne Liebe, ohne Mitleid. Ich war nur noch Asche, aber ich fühlte mich stärker als dieser Allmächtige, an den mein Leben so lange gebunden war. Mitten in dieser betenden Gemeinde war ich wie ein fremder Beobachter.“

Und ich, der glaubt, dass Gott die Liebe ist, was konnte ich meinem jungen Gesprächspartner antworten, dessen blaue Augen jene engelhafte Traurigkeit widerspiegeln, die auf dem Antlitz jenes erhängten Kindes sichtbar war? Was habe ich ihm gesagt? Hätte ich von jenem anderen Juden, der ihm vielleicht ähnelte, erzählen sollen, dem Bruder, dem Gekreuzigten, der durch sein Kreuz die Welt rettete? Hätte ich ihm sagen sollen, dass das, was für ihn der Stein des Anstoßes ist, für mich zum

Eckstein geworden ist? Und dass der Zusammenhang zwischen dem Kreuz und dem menschlichen Leiden in meinen Augen den Schlüssel zu jenem unergründlichen Geheimnis darstellt, in dem sein Kindheitsglauben verloren gegangen ist? Und doch ist Zion aus den Krematorien und Schlachthäusern auferstanden. Die jüdische Nation ist aus den Millionen Toten lebendig geworden. Sie, die Toten, haben ihr neues Leben eingehaucht. Wir kennen nicht den Preis eines einzigen Tropfen Bluts, einer einzigen Träne. Alles ist Gnade. Wenn der Allmächtige der Allmächtige ist, gehört ihm das letzte Wort. Das alles hätte ich dem jüdischen Jungen sagen sollen. Stattdessen konnte ich ihn nur weinend umarmen.¹

¹ FRANÇOIS MAURIAC (1885–1970), literarischer und politischer Schriftsteller in Frankreich, Vertreter des *Renouveau catholique*. 1952 Nobelpreisträger für Literatur. Elie Wiesel und Mauriac verband eine lebenslange Freundschaft. Wiesel schrieb über Mauriac in seinen Memoiren *Alle Flüsse fließen ins Meer ...* (1995): „Ich verdanke ihm viel. Er war der erste Leser von *Die Nacht*.“ (S. 365) Aus tiefer Dankbarkeit für dessen Unterstützung blieb das Vorwort Mauriacs fester Bestandteil aller Editionen von *Die Nacht*. Mauriacs inhaltliche Perspektive auf Passagen aus *Die Nacht* ist stark christologisch gefärbt, da in seinem gesamten Denken Jesus eine zentrale Rolle spielte.

Wenn Mauriac sich in seinem Vorwort auf konkrete Ereignisse in *Die Nacht* bezieht, macht er dies auf literarische Art und Weise. Wenn er also von den Menschen schreibt, die „in den Öfen verschwunden sind, die mit lebendigen Körpern gefüllt wurden“, so entspricht dies zwar nicht den historischen Abläufen, sondern vielmehr der Wahrnehmung der unvorstellbaren Leiden.